4ter Jahrgang. 2tes Quartal.

Wochenblatt für das Fürstenthum Oels.

Ein Volksblatt

zur Erheiterung, Unterhaltung, Belehrung und Nachricht.

(Druck und Verlag der Herzogl. Hof- und Stadtbuchdruckerei zu Oels.)

No. 21. Freitag, den 19. Mai. 1837.

Der Christ und der Muhamedaner.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sclaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sclaven mehrere seines Volks aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich bald mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereitstehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an der geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf die Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. „Halt ein, Verräther!“ rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabscheit den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „Fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!“ trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thür hinaus.

Muley hatte sich indessen wieder erholt. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: „O du großmüthiger Retter meines Lebens!“ sank er an die Brust seines Sclaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. „Im offnen Kampfe,“ sprach er ernst, „würde ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind.“

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen. Er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden sollte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte. Aber Raimund erwiederte ernst und mild: „Du würdest mich gewiß nicht mehr achten und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte. Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verläugnen konnte, auch alles Andre nichts mehr gilt.“ Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach: da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sclaven nicht nachstehen, und antwortete: „Wohlan, so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sclave bleiben. Was du zu stolz bist, von mir zu fordern, das will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit. Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland und denke an den dankbaren Cid Muley." —

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber, alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sclavenkleid als Andenken an jene traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indessen ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen, brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat! als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen; die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich seine Schicksale erzählen. Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn fest halten; die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als sein Schwerdt!"

Die Mutter und die Kinder falteten die Hände und sprachen: „Amen!"

Des Ritters Rückkehr erregte großes Aufsehen. — Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensclaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen dauerte fort. Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen; denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt und die Ritter glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Letzteren zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Muhamedanern in den Hafen von Malta.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister, unter dem Zujauchzen des Volks, die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Kommenthur, stand an der Seite des Großmeisters und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen, denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen, und er täuschte sich nicht; Cid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt, und wagte nicht, vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite und ließ, nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, von Allem unterrichtet, den gefangenen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sclaven erkaufte.

„Kaufe mich nicht!" sprach dieser, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch einen gehorsamen Sclaven finden, denn ich bin zu vornehm, um Beides gelernt zu haben."

„Du wirst es aber lernen," erwiederte Wolfgang. „Wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in den Händen, unsere Sclaven zu bezwingen, als ihr."

Sie langten in Wolfgangs Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab, war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte. —

Nach mehreren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm in's Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt," sprach er; „deine Wunden sind geheilt: so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!"

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sclave, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und anstatt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könnte er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühlendes Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs Neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

Beschluß folgt.)

Lob des Oelsner Bieres.

Wenn schon des Lebens Bitterkeiten
Uns Krankheit, oft gar Tod bereiten,
So giebt's doch eine Bitterkeit,
Die manche Krankheit schnell zerstreut,
Darob sich Mund und Magen freut,
Und die berühmt ist weit und breit.

Es ist — ja Freunde, glaubt es mir,
Ein herrlich Magen-Elixir,
Das Oelsner Bier! —

Da hört man oft die Leute klagen:
„O weh! wie drückt es mich im Magen!"
Sie nehmen einen bittern Schnapps,
Umsonst — der macht nur einen Rapps,
Die Schmerzen bleiben, wie sie sind.
O schickt doch lieber fein geschwind
Nach Dörings Bier, trinkt eins, zwei, drei,
Vier Gläschen aus, ich sag' es frei,
Und wette gleich mit Jedem drauf,
Die bösen Schmerzen hören auf.
Selbst Aerzte pflegens zu verschreiben,
Hülf's nicht, sie würdens lassen bleiben.

Zwar schmeckt es bitter, doch allmählig
Trinkt man's nur oft, wird man nicht wählig,
Gewöhnt sich endlich so daran,
Daß man's nicht mehr entbehren kann.

Und plagt euch die Hypochondrie,
Und Herzensangst, Melancholie,
Vermögt ihr gar nicht mehr zu lachen,
Das Bier vom Schloß wirds anders machen.
Was Medicin oft nicht vollbracht,
Hat Schloßbier oft schon gut gemacht.
Manch Wunder schon, wie wir's gesehn,
Ist durch das Schloßbier ja geschehn.
Wer mager war, gleich einer Spindel,
Und schlapp, wie eine weiche Windel,
Und brauchte dieses Götterbier,
Dem hat — glaubt's — dieses Elixir
Gar schnell oft neue Lebenskraft,
Mehr als die Arzenei verschafft,
Und es preist seine Korpulenz
Mit Staunen Oelsna's Residenz.
Er steht nun fest und ohne Wanken,
Und hat dafür,
Dem kräft'gen Lebens-Elixir,
Dem Bier vom Schlosse nur zu danken.

Das Speck'sche Bier ist weit und breit
Berühmt durch Kraft und Süßigkeit;
Doch die solide Bitterkeit
Hat unsern Magen mehr erfreut.
Der Brauer sei als Arzt gepriesen,
Auch hat gewiß, wen er kurirt,
Aus Herzensdank, wie sich's gebührt,
Ihm manchen Kunden zugewiesen.

Doch, seh' ich recht? Es kommt, potz Daus!
Ein Korb voll Flaschen mir in's Haus,
Mir scheint's beinah, auf Pflicht und Ehr'!
Ob's Bier von allen Dreien wär'.
Wär's so, ei nun, so hätte man
Gar nicht so übel dran gethan,
Wohl würd's bekommen meinem Magen;
Bei jedem Glase würd' ich sagen:
„Wenn das nicht gut für den Magen ist,
„So weiß ich nicht, was besser ist."

Der Felsensprung.

Eine Volkssage.

Elisabeth, des Liegnitzer Herzogs Ludwig Gemahlin, war eine wunderschöne Frau. Freundlich und erquickend wie die Frühlingssonne blickte ihr Auge umher und ein Wort aus ihrem Munde vermochte auch die Betrübtesten zu erheitern. Keiner der Grafen und Ritter an Herzog Ludwigs Hofe sah sie ohne Empfindung und stille Wünsche; aber das glühendste Feuer nährte Franz v. Chila, der Herzogin Page. Er war ein schöner Jüngling, von zartem Bau und süßer Rede. Die geheime Liebe, die in seinem Herzen brannte, hatte einen unbeschreiblichen Reiz über sein Gesicht verbreitet. Wenn er sich der Herzogin nahete, sanken seine Blicke erschrocken nieder, und hörte er den Zauberton ihrer holden Stimme, durchdrang es sein ganzes Wesen. — Stille Thränen drängten sich aus seinem Auge. Elisabeth fragte ihn oft um die Ursache seines Kummers. Er war dann im Begriff, sich zu ihren Füßen zu werfen und ihr Alles zu offenbaren. Kein Schlaf erquickte mehr den Jüngling. Mit seiner Laute zog er umher und sang unter Elisabeths Fenster in dem Schatten der Nacht seine hoffnungslose Liebe. Gerührt hörte die Herzogin die Ergießungen seines Herzens, und in der Meinung, daß sie einer ihrer schönsten Hoffräuleins gelten möchten, beschloß sie, sich des armen Jünglings anzunehmen. Sie glaubte bald den Gegenstand seiner feurigen Liebe entdeckt zu haben, und als er eines Tages an ihr vorüber ging, flüsterte sie ihm zu: „Sei guten Muthes, dein Wunsch kann erfüllt werden." Ein Himmel öffnete sich vor seinen trunkenen Blicken. Es war, als ob er aus einem schönen Traume erwachte und doch war das, was er hörte, in der Wirklichkeit gesprochen — sie hatte ihm ja deutlich und vernehmlich gesagt, sein Wunsch könne erfüllt werden.

Er ward nun heiterer. Elisabeth sah es und freute sich. Die reizende Agnes, welche die Herzogin sich als die Geliebte ihres Pagen dachte, gestand es gern, als man sie davon unterrichtete, daß Franz v. Chila ihr nicht gleichgültig sei. Die Täuschung stieg aufs Höchste. Sehnsuchtsvoll sah der Jüngling der schönen Stunde entgegen, wo Elisabeths unvergeßliche Worte in Erfüllung gehen sollten. Da zog eine ernste, dunkle Wolke durch den Himmel, den seine glühende Phantasie gezaubert hatte. Der Herzog hatte sich plötzlich entschlossen, mit seiner Gemahlin eine kleine Reise in ein wohlthätiges Bad zu machen. Franz sollte daheim bleiben, weil der Herzog am meisten auf seine Treue und Geschicklichkeit baute. Fürchterlich kämpfte der Arme. Agnes blieb mit Wenigen zurück. Sie redete die stille Sprache der Liebe, doch das Herz, an das sie redete, verstand sie nicht. Franz blieb so schwermüthig, als er gewesen war, ja, er würde vor Gram und Sehnsucht vergangen seyn, wenn nicht eine wichtige Botschaft vom Kaiser Sigismund an den Herzog gekommen wäre, die nur ein Vertrauter des Herzogs ihm überbringen sollte. Ein Strahl von Hoffnung erquickte das Herz des Kranken. Mit Blitzesschnelle eilte Franz mit der Botschaft zu seinem Gebieter. Er wurde freundlich aufgenommen, denn der kaiserliche Brief enthielt frohe Kunde für den Herzog. Gastereien und Lustreisen wurden veranstaltet auf den nächsten Tag. Franz fühlte sich glücklich in der Nähe der Herzogin. Er ahnte nicht, daß die lang anhaltende Täuschung zu ihrem Ende sich neige. Eines Abends fragte ihn Elisabeth, heiter lächelnd: „Page, ist dein Wunsch erfüllt?" — Franz erblaßte. Die Binde fiel von seinen Augen. Die Wahrheit stand nackt und erschütternd vor seiner Seele. Wilde Verzweiflung bemächtigte sich seines Herzens. Er beschloß, sein Daseyn zu enden.

Die angestellten Lustbarkeiten wurden mit einer Reise in ein Bergschloß unternommen, das ringsum mit steilen Felsenwänden umgeben war. Schnell folgten auf einander Scherze und Spiele. Eines davon war, daß die jungen Ritter auf den hervorragenden Ziegeln und Gebälken die Zinne der Burg erkletterten, so weit

es ihnen gelingen konnte. Wer die höchste Höhe erreichte, sollte den Namen seiner Geliebten nennen, ihr zu Ehren einen Humpen ausleeren und dann aus der Herzogin Hand einen kostbaren Dank empfangen. Viele erreichten kaum die Hälfte des Weges zu dem vorgesteckten Ziel und kehrten beschämt zurück zur spöttelnden Menge. Andere hingen, wie gefangene Affen, in den Gebälken fest. Keiner erreichte die schwindelnde Höhe. Erwartend und verwundernd fielen die Blicke auf Franz von Chila. Er war der Letzte. Seine zarte Gestalt schien sich ganz zu verklären. Wie der König der Vögel aus den fernen Räumen des Himmels auf den sichern Raub sich in die Tiefe stürzt, so eilte der liebende Jüngling, seines Sieges gewiß, die Burg hinan. Alles bebte. Da schwang sich der holde Jüngling auf die oberste Spitze. Sein lockiges Haar durchflatterte der Wind. Die edle Gestalt war wie der Erde entstiegen; alle Herzen und Stimmen jauchzten Beifall. Der Thürmer reichte ihm an einer Stange den gefüllten Pokal. Langsam hob er ihn in die Höhe; trank ihn aus, und rief mit ausgebreiteten Armen, daß es durch alle Lüfte schallte: „Elisabeth — die Herzogin — ist es, die ich liebe! Sterbend verkündige mein Mund, was ich lebend tief im Innern verschweigen mußte.“ — Die Worte waren noch nicht verhallt — da stürzte die herrliche Gestalt hinab in den Felsenschlund — ein Schrei des Entsetzens folgte ihr nach in die geheimnißvolle Tiefe.

Nie erlosch die Erinnerung an diese schauervolle Stunde in dem Herzen der edlen Fürstin. Der Schmerz schlug seine Wohnung in ihr auf. Die blühende Rose verwelkte am letzten Abende desselben Jahres.

Chronik.

Kirchliche Nachrichten.

Am Trinitatissonntage predigen zu Oels:

in der Schloß- und Pfarrkirche:

Früh 5¾ Uhr . . . Herr Diakonus Schunke.
Vormittag 8¾ Uhr: Herr Diakonus Krebs.
Nachmttg. 1½ Uhr: Herr Probst Teichmann.

Wochenpredigten:

Donnerstag den 25. Mai, Vormittag 8½ Uhr, Herr Kandidat Rohnstock.

Geburten.

Frau Seilermeister Koffmahn, geb. Steiner, einen Sohn, Adolph Julius Eduard.

Todesfälle.

Den 14. Mai zu Oels, des Herrn Schönfärber Zink, jüngster Sohn, Reinhold Adolph Julius, alt 2 J. 8 M. 14 T.

Unglücksfälle.

An dem Nachmittage des 13. d. M. ertrank das 2½ Jahr alte Söhnchen des Knechts Eduard George in Wiesegrade in dem etwa 40 Schritte von dem dasigen Gesindehause vorbei fließenden Bache.

Leblos zog man an dem Nachmittage des 17. d. M. das 2½ Jahr alte Töchterchen des Groschers Christian

Hoffmann in Jenkwitz, Namens Helene, aus der Düngerlache ihres elterlichen Hofes.

Selbstmord.

Der 66 Jahr alte Auszügler Gottlieb Schmidt in dem gutsherrlichen Antheile des Dorfes Schwierse erhängte sich an dem 16. d. M.

Inserate.

Trebnitzer Stadtblatt.

Eine Beilage
zu No. 21. des Wochenblattes für das Fürstenthum Oels.

Trebnitz, den 19. Mai 1837.

Aus meinem Leben.

Keine Erdichtung, sondern Wahrheit.

Vom Bibliothekar Preyler zu Trebnitz.

(Fortsetzung.)

Emilie trat wieder ein und reichte mir Beides, was ihr Gebieter bestellt hatte. Solche Ehre war mir noch nicht wiederfahren, in einem so vornehmen Hause mit einem Dejeunee von einem einundzwanzigjährigen blühend schönem Mädchen bewirthet zu werden. Ich machte Höflichkeitsumstände; da der Herr Major aber sagte, daß er diese nicht leiden könne, und ich, der ich niemals gern ein volles oder leeres Glas sahe, trank mein Glas Malaga und speiste ein tüchtig Stück Napfkuchen dazu, und der Herr Major befahl, noch eins zu bringen. Ich gehorchte gern dem ersten Befehl und that keinen Widerspruch, trank das zweite auf das hohe Wohl der guten Geber, und bat, mir ferner ihre Gnade zu schenken; küßte der gnädigen Frau die Hand, die sie mir freundlich darreichte, und ging höchst vergnügt nach Hause.

Den andern Tag mußte ich wieder etwas hintragen, was Herr Dr. P. verordnet hatte, und bekam den Befehl, so oft ich komme, unangemeldet einzutreten. Da ward Emilie wieder kommandirt, und brachte diesmal ein prächtiges dejenné à la fourchette, ein Glas Ober-Ungar und Butterbrod; ich ließ mirs wohlschmecken, und sang in Gedanken: Wenn's immer so wär', und dachte wirklich, daß die Türken Narren wären, weil sie keinen Wein trinken und hielt mich für sehr klug, daß er mir so wohl schmeckte. Ich ward beide Tage ausgefragt, wie lange ich schon lerne, wie lang ich noch zu lernen habe, woher ich sei, wer meine Eltern wären u. s. w.

So ging es wohl an drei Monate fort, und selten verging ein Tag, wo ich nicht etwas an Majors zu tragen hatte, denn sowohl er, als sie bedurften beständig den Doktor und Apotheker. Er besonders viel äußerlich, weil er am linken Fuße von zwei Kartätschenkugeln getroffen war, und wegen des Sturzes mit dem Pferde vieler Einreibungen auf die Brust rc. bedurfte. Auch wenn nur ein Dienstbote über etwas klagte, gleich ward der Herr Doktor consulirt, der auch ein Fixum von jährlich hundert Reichsthalern erhielt, und täglich alle Morgen einen Besuch abstattete. Unsere Apotheker-Rechnung, die allmonatlich am zweiten pünktlich bezahlt wurde, wo ich die Rechnung bringen mußte, betrug stets drei, auch oft 8 bis 10 Reichsthaler und war unser bestes Haus. So wurden auch alle Handwerker, Dienstboten rc. pünktlich am zweiten bezahlt. Fiel dieser an einem Sonn- oder Feiertage, so wurde der dritte zum Zahlungstage gemacht, was Jedermann wußte.

Einstmals, als ich eben mein Dejeunee eines Morgens verzehrte und mein Glas Ober-Ungar mit einem köstlichen Stück Hasenbraten und Reisken und Butterbrodt verzehrte, meldete der Bediente den Schuhmachermeister Berg, der die Gnade zu haben wünschte, den Herrn Oberstwachtmeister zu sprechen. Der wird wohl keine Geheimnisse haben, sagte der Major. Er soll hereinkommen! Er kam, mit vielen Kratzfüßen gegen Herrn und Frau Major und sagte auch mir: guten Morgen Monsieur. Friedrich, der Bediente, mußte auch dem Meister Berg einen Stuhl bringen, denn der Major sagte, ein Kranker müsse sitzen und frug menschenfreundlich: nun wie gehts, wieder gesund? — Ich muß nun erzählen, daß Meister Berg ein noch junger, etwa achtundzwanzig Jahre alter Bürger und Meister, beinahe vier Monate am Nervenfieber zugebracht, und nichts hatte, als ein ganz verschuldetes Häuschen von drei Stuben; vor seiner Krankheit erfreute er sich jedoch gesunder Glieder und eines unermüdeten Fleißes in seiner Arbeit. Das Haus hatte er nach dem Tode seines Schwiegervaters ganz verschuldet angenommen, und hatte Alles, da in vierzehn Wochen nichts verdient wurde, zusetzen müssen.

Nun, was ist denn des Meisters Begehr? frug der Major, in menschenfreundlichem Tone.

Berg. Ihro Freiherrlichen Gnaden, ich habe eine recht große, unterthänige Bitte.

Major. Und worin besteht die? Wenn ich dienen kann, sehr gern.

Berg. Ich wollte unterthänigst bitten, mir zwölf Groschen zu borgen, denn wir haben nicht ein Gröschel im Hause, und heute ist der Sonnabend-Wochenmarkt, damit meine Frau etwas einkaufen kann.

Major. Nein Berg, nehme er mirs nicht übel, was will er mit zwölf Groschen machen? Die sind heut und morgen fort, und was dann, da habt ihr wieder nichts.

Berg. Ach nein, Ihro Gnaden, ich habe schon drei Paar kalblederne Schuhe in Bestellung, wozu mir der Rothgerber das Leder geborgt hat, unter der Bedingung, daß wenn ich das Geld für die Schuhe erhalte, ich gleich das Leder bezahlen müßte. Der harte Mann! Er hat durch die zehn Jahre, daß ich Meister bin, Hunderte nach und nach von mir gelöset, und ich bin ihm nie etwas schuldig geblieben, dennoch hatte es Mühe, und er besann sich lange, ehe er mir das verlangte Leder gab.

Major. Glaub' es wohl.

Berg. Und, Ew. Gnaden, wir haben Alles zu-

gesetzt, unser bischen Zinn, Teller, Schüsseln und Fischtiegel, Alles hat dran gemußt, um das Leben von vier Personen zu fristen, (er hatte zwei Töchter). Selbst schon zwei Unter- und die Gesellenbetten haben wir müssen zu Gelde machen, und, lieber Gott! Unter allem Werthe muß man losschlagen, wenn die Mitmenschen sehen, daß man bedrängt ist.

Major. Ich glaub Ihm das Alles; allein, lieber Berg, ich weiß, er ist ein thätiger Mann: ich will ihm lieber funfzig Thaler borgen, da kaufe er Leder, aber nicht bei dem Schuft, der ihm nicht einmal auf drei Paar Schuhe borgen wollte, und wenn er seine drei Paar Schuhe ins Geld gebracht, da muß er's schon dem Schmutzhammel fürs Leder hintragen und was bleibt ihm dann noch übrig? (Hier wandte er sich nach einem Schreibtische, nahm zwei Stück 25 Thalerrollen heraus und legte sie auf den Tisch). Da geh' er, und kauf' er ein, was zu seiner Schusterei fehlt, und verarbeite er es; da, denke ich, kann ihm geholfen seyn, aber mit zwölf Groschen nicht.

Hier stürzte der arme Berg zu seinen Füßen, ihm knieend zu danken.

Major. Steh' er auf, Meister; nur vor Gott muß man knieen; das thu' er zu Hause und dank' er ihm, daß er ihn zu einem Freunde in der Noth sandte.

Berg. Ich werde nur nach Hause gehen, und Ihnen einen Revers darüber schreiben.

Major. O behalte er sich seinen halben Bogen Papier, und schneide er Maaße davon.

Berg. Nun, Ew. Gnaden, es ist doch um des Lebens und Sterbens willen.

Major. Bald hätte ich ihn einen Narren geheißen. Denkt er denn — angenommen, er stürbe — daß ich seine Frau gleich turbiren würde? Davor schlaft ruhig; denn sein Tod wäre für Weib und Kinder ein schlimmerer Verlust, als für mich die funfzig Thaler. Aber Pfand muß er mir geben.

Berg. Ich, Pfand? — Ew. Gnaden spaßen; ich hab's Ihnen ja gesagt, daß ich gar nichts mehr habe! —

Major. O ja; da hat er z. B. zwei recht schöne Kolbenlackstöcke vor dem Fenster stehn; die haben meiner Frau schon lange in die Augen gestochen, die kann er mir als Pfand bringen. Da hat er aber acht Groschen, kaufe er zwei neue Näpfe und schlage er sie erst um, das versteht er besser, als meine Leute.

Berg. O mit tausend Freuden sollen Sie die haben; ich habe sie auch schon verkaufen wollen, da hat man mir drei Sgr. für das Stück geben wollen.

Hier nahm die Frau Majorin das Wort und sagte: Meister Berg, damit Sie nicht die funfzig Thaler, die Ihnen mein Mann gegeben, gleich angreifen dürfen, sondern sie förmlich zum Waareneinkauf verwenden, so können Sie für mich und für Emilien zwei Paar Lederschuhe machen und die werde ich Ihnen heut gleich bezahlen. Was kosten sie? —

Er bestimmte den Preis, sie zahlte und bestellte, daß sie binnen acht Tagen fertig seyn sollten. Zugleich hieß sie ihn ein wenig warten, indem sie noch mit ihm zu sprechen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Curiosum.

Ein hiesiger Bürger, der nicht unbedeutende Wanderschaften gemacht hat, erzählte mir: Er sei in Siebenbürgen auf einen Wegweiser gestoßen, der an Kreuzwegen gestanden und vier bis fünf Arme gehabt habe, welche die sich durchkreuzenden Wege bezeichneten. Unter den Armen war an demselben eine Tafel angeschlagen, also lautend:

Ich zeige euch die Wege weit und breit,
Doch zum Mitgehn hab' ich nicht Zeit.

Wahr, oder nicht wahr! so ist der Gedanke doch originell.

Preyler.

Chronik.

Der Glöckner, Herr Seidel, bei der evangelischen Pfarrkirche hierselbst, hat mir nachstehende Chronik über die Gebornen, Getrauten und Gestorbenen mitgetheilt, wofür ich ihm recht freundlich danke.

Geburten.

Frau Gutsbesitzer Stock, geb. Thiroke, eine Tochter, Susanne Helene.

Frau Tischler Schulz, geb. Peter, einen Sohn, Carl Theodor Ernst.

Heirathen.

Herr J. Schöbel, Amtmann zu Nieder-Jenschdorf, mit Jungfer Pauline Müller, jüngste Jungfer Tochter des weil. Herrn Müller, Königl. Domainen-Amts-Rendanten.

Todesfälle.

Den 4. April, Abends 8½ Uhr, des weil. Herrn Schaffers, hiesigen Stell- und Rademachers hinterl. Frau Wittwe, Henriette Friederike, geb. Hampel, an Brustleiden, alt 52 J.

Den 14. April, Abends 7 Uhr, des hiesigen Stadt- und Pfarrglöckners, Herrn Seidel, Ehefrau, Johanne Helene geb. Rüster, alt 50 J.

Den 8. früh 6 Uhr, Herrn Griesch, Erbwindmüllermeister, jüngster Sohn, Robert, an Krämpfen, alt 1 J.

Den Glöckner, Herrn Trofke, an der katholischen Kirche, habe ich zwar auch durch ein Billet freundlichst und höflichst ersucht, mir eine, Vorstehendem ähnliche Mittheilung zu machen, auch ihn zweimal mündlich daran erinnern lassen. Er ließ jedoch meine Bitte unerfüllt. Deshalb bitte ich unsere katholische Gemeinde, mir nicht die Schuld beizumessen, daß ich nichts sagen kann — weil ich nichts weiß.

Die Herren Fleischermeister hierselbst verkaufen fast sämmtlich zu gleichen Preisen: das Pfd. Rindfl. 2 Sgr. Schweinefl. 2½ Sgr., Schöpsenfl. 2½ Sgr., Kalbfleisch 2 Sgr. Die Herren: Carl Seiler, Tauchmann, C. Heisig und Kusche machen jedoch eine Ausnahme und bieten das Pfd. für 1 Sgr. 9 Pf. dar. Die Herren Rode, Joh. Majunke, verkaufen das Pfd. Kalbfl. für 1½ Sgr.